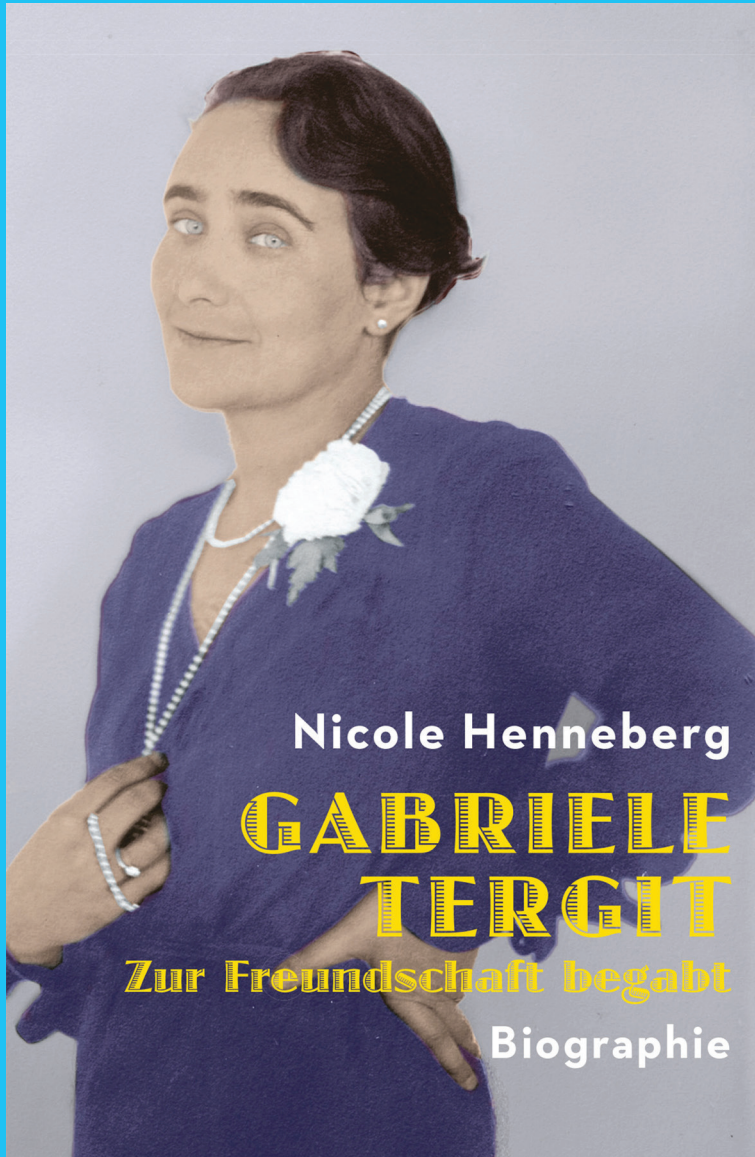


34. Jhg. APRIL 2024 Nr. 4 (425)

MASURISCHE STORCHENPOST



Der Frühling ist schon da. Zentraler Park in Olsztyn. Foto: B.W.



Umschlag von Gabriele Tergit-Biographie,
Schöffling& Co. Verlag 2024

S.7

Minderheitenrat

der vier autochtonen nationalen Minderheiten und Volksgruppen Deutschlands

Die nationalen Minderheiten Deutschlands begrüßen das am Freitag vom Bundestag verabschiedete neue deutsche Namensrecht. Mit dem Gesetz zur Änderung des Ehenamens- und Geburtsnamensrechts ist es nicht nur erstmals möglich, die besonderen weiblichen sorbischen Familiennamen anzuwenden, sondern auch einst verbreitete friesische Namensformen wieder zu beleben oder traditionelle dänische Namensgebungen amtlich zu nutzen. Nach dem bisherigen deutschen Namensrecht war all dies nicht möglich.

Die vier nationalen Minderheiten in Deutschland begleiteten die Entwicklung des neuen Namensrechtes seit Langem. Ausgangspunkt dafür war, dass das alte Namensrecht keine geschlechtsspezifischen Namensformen für Verheiratete erlaubte.

Aus diesem Grund waren viele Sorbinnen gezwungen, ihren Namen nur in privaten Zusammenhängen zu nutzen und amtlich einen anderen Namen tragen zu müssen.

Deshalb konnte das Minderheitenrecht den Namen auch in seiner Sprache tragen zu dürfen, faktisch nur von Männern in Anspruch genommen werden.

Eine weitere Forderung war, auch die traditionellen friesischen und dänischen Namensgebungen und Schreibweisen nicht mehr rechtlich auszuschließen.

Die Minderheitenverbände wurden bei der Durchsetzung der entsprechenden Gesetzesvorschläge fachlich vom Nordfriesischen Institut Bredtsedt/Bräist sowie dem Sorbischen Institut Bautzen/Budyšin unterstützt. Formulierungsvorschläge stammten auch vom bisherigen Leiter des Minderheitensekretariats Gösta Nissen.

Der Vorsitzende des Minderheitenrates, Karl-Peter Schramm als Vertreter der Saterfriesen freut sich über den gelungenen Fortschritt im deutschen Recht:

“Der Bundestag hat mit dem neuen Namensrecht wieder einen Schritt vorwärts gemacht zur rechtlichen Gleichstellung von Minderheitenangehörigen in Deutschland. Oft blenden rechtliche Regelungen für die große Mehrheit aus, dass es auch traditionell in Deutschland heimische Gruppen gibt, deren Sprachen und daraus resultierende Traditionen vom Deutschen abweichen. Gerade Namen gehören aber zum Kernbestand der eigenen Identität. Wenn diese vom Staat und Verwaltungen nicht anerkannt wird, ist das eine Diskriminierung, die zur Assimilation und Aufgabe eigener Identität, Sprache und Kultur führt.”

Weiterhin dankt er dem bisherigen Leiter des Minderheitensekretariats für sein Engagement bei der Überarbeitung des Namensrechtes.

Seit 15. April ist **Měto Nowak** der neue Leiter des Minderheitensekretariats in Berlin. Der Brandenburger Sorbe war bisher Minderheitenreferent im Brandenburger Ministerium

für Wissenschaft, Forschung und Kultur und leitete zuvor das WITAJ-Sprachzentrum in Cottbus/Chóšebuz und war ehrenamtlich minderheitenpolitisch aktiv. **Karl-Peter Schramm:**

“Wir freuen uns, dass wir mit Měto Nowak für die Leitung unseres Minderheitensekretariates in Berlin eine Person gewinnen konnten, die bereits viele Jahre mit unseren Minderheitenverbänden zusammenarbeitete. Nach der Neubesetzung und dem kürzlich erfolgten Umzug des Minderheitensekretariates können wir unsere Arbeit in Berlin wieder intensivieren.”

Die zu bearbeitende Themenpalette sei breitgefächert: Sie reiche von der Berücksichtigung der Minderheitensprachen bei der Digitalisierung von Verwaltungsdienstleistungen, der Bekämpfung insbesondere antiziganistischer Diskriminierungen von Minderheiten über die Berücksichtigung der nationalen Minderheiten im Grundgesetz bis zum Erhalt gleichwertiger Lebens- und Wirtschaftsbedingungen in traditionell von den Minderheiten bewohnten Gebieten.

Hintergrund: Im Minderheitenrat arbeiten die vier seit Jahrhunderten im heutigen Deutschland lebenden nationalen Minderheiten und Volksgruppen Deutschlands – Dänen, Friesen, deutsche Sinti und Roma sowie Lausitzer Sorben/Wenden – zusammen an der Umsetzung von Minderheitenrechten. Der Vorsitz wechselt jährlich zwischen den vier Minderheiten. 2024 hat ihn der Vertreter des saterfriesischen Dachverbands Seelter Buund, Karl-Peter Schramm inne. Koordiniert wird die Arbeit des Minderheitenrates durch das Minderheitensekretariat in Berlin, das vom Bundes-

ministerium des Innern und für Heimat auf der Grundlage eines Bundestagsbeschlusses gefördert wird.

Nach dreimonatiger Vakanz wurde die Leitung des Minderheitensekretariats wieder besetzt. Der Leiter des Minderheitensekretariats, Měto Nowak, ist ab sofort unter m.nowak@minderheitensekretariat.de, Tel. 030/18681 17940 erreichbar.

(Quelle: Minderheitensekretariat, 18.04.2024)

BEEINDRUCKENDE ZEITDIAGNOSTIKERIN

Was man aus dem Werk Gabriele Tergits für heute lernen kann

von Arkadiusz Łuba

Pünktlich zum 130. Geburtstag am 4. März ehrte das Literaturforum im Brecht-Haus Berlin an zwei Abenden das Leben und Werk von Gabriele Tergit – nicht zuletzt mit der ersten umfassenden Biographie der jüdisch-deutschen Autorin.

Zu Lebzeiten wurde ihr der literarische Erfolg verwehrt, heute wird sie als große Wiederentdeckung gefeiert. Mit ihren so politisch mutigen wie journalistisch brillanten Gerichtsreportagen erregte sie in der Weimarer Republik Aufsehen. Sie war nicht nur eine couragierte Journalistin, sondern vor allem eine leidenschaftliche Schriftstellerin, die über ihr Leben und ihre Zeit berichten wollte. Sie hielt das Aufkommen einer Tragödie fest. Und was kann man aus ihrer damaligen Zeitdiagnostik für heute lernen?

„Schon seit 1927 hatte Tergit über Naziprozesse berichtet, über die Fememorde und die täglichen Schlägereien auf den Straßen, auch über den besonders gewalttätigen SA-Sturm 33 und seine »Totschlagekünste«. [...] Am 4. März in der Nacht um drei ungefähr klingelte es Sturm an [ihrer] Wohnungstür, und [ihr] Mann rief ›nicht aufmachen‹ [...], diese zwei Worte haben [sie] gerettet. Dann ist er selber an die Tür gegangen und hat die Tür aufgemacht [...]. Die Hausdurchsuchung fand also statt [...]. Obwohl sich [...] alle korrekt verhalten hatten, [...]

ergriff sie tödliche Angst – sie wusste aus den Gerichtsverhandlungen, mit wem sie es zu tun hatte“, schreibt Nicole Henneberg in ihrer Tergit-Biographie (hier vereinheitlichter Text aus Tergit-Zitaten und von Biographie-Autorin). Noch in der besagten Nacht beschloss Tergit Berlin und Deutschland zu verlassen. Elise Hirschmann, wie sie mit bürgerlichem Namen hieß, verbrachte zunächst ein halbes Jahr in der Tschechoslowakei. Sie folgte dann ihrem Mann nach Palästina und ging schließlich 1937 nach London, wo sie 1982 mit 88 Jahren starb. Tergit war als eine geschätzte und einflussreiche linksliberale Stimme von den Nazis unerwünscht und gehörte als eine der von Goebbels so gehassten „Juden aus dem Zeitungsviertel, aus der Koch- und der Jerusalemer Straße“ ins Gefängnis. Für ihre kritischen Texte, die unter anderem auch die neuen Machtmethoden enthüllten, wurde sie verfolgt.

Literaturwissenschaftlerin Ethel Matala: „Sie hat in den Gerichtsreportagen schon ein scharfes Sensorium für die Ungleichbehandlung von Eigentumsdelikten auf der einen Seite und Körperverletzungen auf der anderen Seite. Und nur im Durchmustern der Art und Weise wie diese Delikte mit Strafen bewertet werden, wie Bagatellen auf der einen Seite drakonisch bestraft werden, andererseits aber Nachsicht geübt wird, wenn Leute zusammengeschlagen werden – also das muss sie einfach nur beschreiben und in dieser Prägnanz auch darstellen, um damit sowas wie ein Zeitzeichen heraus zu präparieren.“

In ihren Romanen *Käsebier erobert den Kurfürstendamm*, *Effingersoder So war's* eben stellt Tergit den Verlust der Substanziali-

tät und deren Ersetzung durch Schein, Reklame und Unverantwortlichkeit fest. Allerdings ohne Schlussfolgerungen, was auch ihren besonderen Stil ausmacht. Juliane Sucker, Literaturwissenschaftlerin und Vorsitzende der neugegründeten Gabriele-Tergit-Gesellschaft: „Tergit hat nicht mit gehobenen Finger oder mit Fingerzeig auf ihre Zeit, die Symptome, die sie beobachtet hat, hingewiesen. Also, es ist eine Beschreibung der Verhältnisse, der schwierigen, politisch-kulturellen und sozialen Verhältnisse; der Lasterhaftigkeit auch, auch der Verfehlungen.“

Tergit verstand sich als politische Chronistin und hielt in ihren Texten die Schicksale ihrer Mitmenschen fest. Das Literarische und Biografische waren bei ihr eng miteinander verbunden. In dem Roman *Effingers* von 1951 schlägt die Journalistin und Schriftstellerin einen weiten Bogen vom Kaiserreich bis zum Holocaust. Sie zeigt, wie sehr der Antisemitismus in der deutschen Gesellschaft verankert war, wie der Nationalsozialismus aufkam, salonfähig wurde und sich in alle Lebensbereiche vordrängte. Nur drei Jahre nach dem Kriegsende erklärte Tergit ihrem Lektor, warum sie es geschrieben hat. Es sei nämlich nicht ganz zweckfrei:

„Es sollte zeigen, wie das Verhältnis zwischen Juden und Christen letztlich zu Auschwitz führen konnte. [...] [Und] die Atmosphäre zwischen Juden und Christen in Deutschland war seit 1890, bestimmt aber seit 1918 vergiftet. [...] Dem konnte sich keiner entziehen“.

Das berühmte, von Friedrich Hollaender für Kabarettts geschriebene politisch-satirische Lied *An allem sind die Juden*

schuld gibt diese vergiftete Atmosphäre wieder. Die häufig geübte antisemitische Praxis, Schuldzuweisungen gegen „die Juden“ ohne Angabe von Gründen oder mit nicht beweisbaren oder überprüfbaren Argumenten zu rechtfertigen, treibt der Refrain des Liedes ironisch auf die Spitze. Auch die angebliche Schuld des jüdischen Volkes an allem sollte den späteren Holocaust vorbereiten. Tergitmusste dieses Lied kennen. In ihrem Roman *Effingers* heißt es an einer Stelle:

„Das ungeheure Rund des Zirkus war verdunkelt. Man hatte den Eindruck, dass es ganz voll war. Neben Wilken saß ein freundlicher alter Mann, der immerzu Tabak schnupfte. In einen Lichtkegel trat der Redner: »Du alte Frau ...«, sagte er in scharfem Dialekt zu einem alten Weibchen in der ersten Reihe, »wer ist schuld daran, dass du so elend aussiehst? Wer hat dich um dein Geld gebracht?«

Aus dem Riesensaal tönte von hinten eine Stimme, eine dunkle, schwere Stimme: »Der Jude.« Von der rechten Seite kam eine zweite Stimme: »Der Jude.« Die Stimmen kamen langsam, einzeln, von oben, von unten, von der einen Seite, von der andern Seite: »Der Jude, der Jude, der Jude.«

Angesichts des derzeitigen gestiegenen Antisemitismus und der rechtspopulistischen Entwicklungen in Deutschland, Europa und der Welt ist Tergitimmer noch aktuell. Es scheint kein Zufall zu sein, dass ihre Texte gerade in dieser Zeit so erfolgreich sind. Die politischen, ökonomischen und sozialen Umbrüche erlauben

nämlich, ihr Werk aktuell zu lesen. Nicole Henneberg, Tergit-Herausgeberin und -Biografin: „Ihre Zeit war auch eine Umbruchszeit, wo plötzlich neue Kräfte mächtig geworden sind, die Leute verunsichert waren, auch die bürgerliche Gesellschaft verunsichert war. Ich glaube, dass sie uns in dieser Skepsis und in dieser Aufmerksamkeit, in dieser Dünnhäutigkeit, die sie hatte, da ist sie uns ganz bestimmt nah und da ist sie aktuell.“

Als promovierte Historikerin war Tergit in ihren Beobachtungen sehr genau und sehr reflektiert. Sie hat nie verallgemeinert. Sie hatte keine Ressentiments. Sie hatte stets vor Augen, was mit ihren Büchern passieren soll. In einem Interview sagte sie:

„Was ich mir wünsche ist, dass jeder deutsche Jude sagt: ja, so waren wir, so haben wir gelebt zwischen 1878 und 1939; und dass sie [sie] ihren Kindern in die Hände legen mit den Worten: damit ihr wisst, wie's war.“

„Das Leben von Gabriele Tergit ist exemplarisch für das Schicksal einer ganzen Generation“, schreibt ihre Biografin und meint damit das zerstörte jüdische Leben. Doch was kann man aus Tergits damaliger Zeitdiagnostik für heute lernen? Nicole Henneberg: „Genauer hinschauen und sich nicht so schnell verblüffen lassen von Vordergründigem. Es wird ja viel geschrien, es wird viel behauptet. Es gibt Fake News. Das kannte sie natürlich auch schon. Aber sie hat versucht, das auseinander zu nehmen, es genau zu beschreiben, Schlüsse daraus zu ziehen, und zwar historisch genaue Schlüsse. Also sie wollte nicht das Urteil der Menge, sie wollte keine Stereotypen, keine Vorurteile.“

Und das ist wahrscheinlich auch die Botschaft von Tergits Werken.

Google, Scholochow und eine Bahnfahrt

Grzegorz Supady

Wissenschaftlicher Schwerpunkt in der Forschung desamerikanischen Professors für Informatik Daniel M. Russell ist die Bedeutung der Google-Suchmaschine im Leben des modernen Menschen. Mit diesem Programm lassen sich, so Russell, unter anderem etwa die Präferenzen der Bewohner bestimmter Regionen Polens ermitteln. Es zeigt sich beispielsweise, dass die Einwohner des im Osten befindlichen Podlachien den Begriff *russisch* viel häufiger als Vertreter anderer Regionen unseres Landes in die Suchmaschinen eingeben, während die Bürger der westlichen Regionen des Landes den Begriff *deutsch* vorziehen. Diese Tatsache ergibt sich aus den territorialen Bedingungen im Zusammenhang mit der Grenzlage dieser Regionen. Es ist bei den Einwohnern von Podlachien, deren Vorfahren im 19. Jahrhundert nicht einmal Bürger des sogenannten Kongresspolens, sondern Untertanen des Zaren waren, nicht verwunderlich, dass sie sich für das heutige Russland und die russische Sprache interessieren. Die Haltung derjenigen, die den „jenseits des Flusses Bug“ gelegenen Ostteil Polens verlassen mussten und sich nach dem Krieg in den west- und nordpolnischen Landesteilen niederließen, überrascht aber etwas. Es stellte sich nämlich heraus, dass der einige Jahrzehnte lang andauernde Verbleib dieser Neuansiedler in den ehemaligen postdeutschen Gebieten nicht nur ihr Interesse an der Vergangenheit jener von den Polen nach 1945 besiedelten Gebiete weckte, sondern auch dazu führte, dass diese Menschen langsam begannen, sich manche Ei-

genschaften ihrer deutschen Vorgänger anzueignen. So eine sozial-kulturelle Entwicklung ist in der Weltgeschichte nichts Neues, denn in den vergangenen Jahrhunderten waren ja verschiedene Migrationen an der Tagesordnung. Ein Gefühl der nationalen und staatlichen Identität bildete sich erst mit der Zeit heraus.

In der heutigen Woiwodschaft Ermland-Masuren schmolzen nach 1945 die polnischen und ukrainischen Elemente mit der lokalen Bevölkerung, hauptsächlich deutscher Abstammung, zusammen. Die spezifische Lage von Ermland-Masuren, einem Gebiet, das für den Erben des ehemaligen Ostpreußens gehalten werden kann, ergibt sich aus seiner Entfernung von der Westgrenze des polnischen Staates sowie der Tatsache, dass das ehemalige Ostpreußen durchtrennt worden war. Dadurch entstandene völlig neue Grenze, und zwar die mit der Kaliningrader Oblast – einem Teil der Russischen Föderation. All das trug dazu bei, dass diese Region in gewisser Weise innerlich tief zerrissen ist. Zum einen besteht hier durch kulturelle und familiäre Kontakte eine natürliche Verbundenheit mit Deutschland, zum anderen spürt man ein besonders starkes Zusammengehörigkeitsgefühl vieler Einwohner mit dem Rußenden. Aus diesem Grund scheint Ermland-Masuren in einer Art politischer und kultureller Spaltung zu verharren. Dies verdeutlichen auch die Ergebnisse jeweiliger Parlaments- und Kommunalwahlen. Ermland-Masuren unterscheidet sich in seinen Wahlpräferenzen konsequent von Nordmasowien und Podlachien. Dabei weist es in dieser Hinsicht große Ähnlichkeiten mit solchen Woiwodschaften wie Pommern, Lebusen Land und Niederschlesien auf.

Nun seien ein paar Worte zum zweiten Teil dieser etwas verblüffenden Beitragsüberschrift gesagt. Anna, die Ehefrau des polnischen Dichters Jaroslaw Iwaszkiewicz, erwähnten ihrem Erinnerungsbuch „Szkice i wspomnienia“ die Zeiten, als sie im Sommer nach Ustka/Stolpmünde in den Urlaub fuhr. Einmal wollte sie sich gerade dort endlich einer gründlichen Lektüre der vier Bände von Scholochows „Der stille Don“ hingeben. Die Wahl eines solchen Buches resultierte vermutlich aus ihrem innigen Wunsch, das zu erforschen, was man grob als die ukrainische Seele bezeichnen könnte. Und die muss wahrscheinlich ein fester Bestandteil des Gemüts ihres auf dem jetzt ukrainischen Boden geborenen Ehemannes gewesen sein. Dieser Klassiker des sowjetischen Schriftstellers gehört ansonsten zu den Lieblingsbüchern vieler heutiger Bewohner von Ermland-Masuren. Aber auch die Mutter einer meiner Klassenkameradinnen war eine treue Leserin von Scholochow! Als ich vor Jahren in meiner mittelpolnischen Heimatstadt gerade diese Lektüre in ihren Händen sah, staunte ich nicht schlecht und konnte damals ihre Beweggründe nicht ganz nachvollziehen. Erst nach vielen Jahren fand ich allerdings heraus, dass sowohl sie als auch ihre Familie aus der Ukraine stammten, obwohl sie, wie viele andere, ihre Herkunft sorgfältig verheimlichte.

Vor ein paar Jahren passierte mir die folgende Geschichte, als ich mit dem Zug von Warschau nach Allenstein zurückkehrte. In der polnischen Hauptstadt nahm ich Platz in einem völlig leeren Abteil, weil ich hoffte, mich in den nächsten vier Stunden einer wissenschaftlichen Lektüre widmen zu können. Doch schon am Warschauer Ostbahnhof gesellte sich ein Herr mittleren Alters zu

mir. Anfangs ahnte ich es noch kaum, dass er mich binnen nächster Stunden so sehr beschäftigen würde. Damals beherrschte ich allerdings noch nicht jene wunderbare Kunst, mich von aufdringlichen Fremden, die ungebeten versuchten, mit mir ins Gespräch zu kommen, entschieden zu distanzieren.

Mein Begleiter, der auf dem Weg von Przemyśls Ermland unterwegs war, begann also, mir seine Lebensgeschichtedetailliert zu erzählen. So konnte ich bald aus seinem eloquenten Mund erfahren, dass er im Rahmen der berüchtigten Operation „Wisła“ in die postdeutschen Gebiete irgendwo in der Nähe von Orneta/Wormditt umgesiedelt worden war. Dieser Mann sprach mit außergewöhnlichen Emotionen und großer Lebhaftigkeit über seine anfängliche Weigerung, Zwangsvertreibungen zu akzeptieren, über seine Konflikte mit der lokalen Bevölkerung, über die Isolation aufgrund seiner andersartigen Nationalität usw.

Kurz vor Mława fing ich nun an, aufgrund seiner unglücklichen Lebenserfahrungen tiefes Mitgefühl für ihn zu empfinden. In Działdowo/Soldau wurde mein Gesicht nahezu nass von Tränen, als der monologisierende Mann anfang, all die Schikanen zu beschreiben, denen er in seiner Kindheit und Jugend oft ausgesetzt war. Peinlich genau schilderte er mir die miserablen Zustände in einem von den Deutschen verlassenen Haus außerhalb eines ermländischen Dorfes, in dem er mit seinen Eltern und zahlreichen Geschwistern ein trostloses Leben fristen musste. Er versäumte es nicht hinzuzufügen, dass die Entfernung zum restlichen Dorf auf das bewusste Handeln der lokalen Behörden zurückzuführen sei, die seine Familie als „Fremdlinge“ demütigen wollten.

Als sich unser Zug der Endhaltestelle näherte, hörte ich völlig auf, meine abgebrochene Lektüre zu bereuen, und begann sogar darüber nachzudenken, künftig engere Kontakte zu diesem äußerst benachteiligten und gehandicapten Mann aufzunehmen.

Schließlich verrieten mir nicht ohne Grund fast vier Stunden lang die intimsten Informationen aus seiner traurig anstimmenden Biografie, von denen er viele im Laufe seines Lebens in den Fünfzigern angesammelt hatte.

Als wir schon an Ort und Stelle waren, drehte ich mich um, um mein Gepäck aus dem oberen Regal im Zugabteil zu holen. In Gedanken bereitete ich mich schon darauf vor, was mir angemessener als nur eine nüchterne Abschiedsformel erschiene. Zu meiner größten Überraschung war aber mein Gesprächspartner, als ich mich nach einer Weile wieder umdrehte, bereits eilig aus dem Abteil verschwunden!

Er „verdünnsierte“ sich einfach, ohne ein zumindest oberflächliches Wort des Abschieds gesagt zu haben. In dem Augenblick kam ich zur Einsicht, dass seine rührenden Geschichten einfach dazu dienten, die Beschwerlichkeiten einer langweiligen Reise möglichst angenehm zu vertreiben.

Doch sein herzbewegendes Schicksal würde ich doch nie teilen wollen.

Siegfried Burghardt: Erinnerungen

Zufluchtsort Calenberger Mühle

Voller Optimismus stiegen wir in den Bummelzug nach Hildesheim. Unsere Mutter wirkte entspannt. Wir hatten ein festes Ziel mit Unterkunft, die Calenberger Mühle. Der Zug war nicht überfüllt, sodass wir sogar in einem Bereich des Abteils unter uns waren.

Mutter erläuterte die Gründe für die Wahl der Calenberger Mühle als Zufluchtsort. Dazu bemerkte sie: „Ihr erinnert euch sicher an Heckmanns aus Aachen, die uns zweimal in Masuren besucht hatten. Onkel Heckmann stellt Treibriemen her, die er auch an die Calenberger Mühle liefert. Es ist ein ziemlich großer Betrieb in der Nähe des Dorfes Schulenburg, der neben Müllern auch in anderen Berufen Arbeitsplätze bietet. Dorthin hatte er seine Familie evakuiert, um sie vor Bombenangriffen zu schützen. Der Mühlenbesitzer hat sich nach unermüdlichem Einsatz von Frau Heckmann bereit erklärt, auch uns aufzunehmen. Ich werde telefonisch darum bitten, uns aus Hildesheim abzuholen.»

Sollte die Flucht nach fast vier Monaten jetzt endlich beendet sein? Ich konnte es nicht so recht glauben. In Hildesheim hatten wir noch zwei bis drei Stunden Zeit. Wir lieferten unser Gepäck zur Aufbewahrung ab und machten einen Spaziergang durch die Innenstadt. Alles wirkte viel friedlicher als in Hannover. An zerbombte Häuser kann ich mich nicht erinnern. Obwohl ich damals an historischen Gebäuden wenig Interesse hatte, faszinierte mich ein Haus am Marktplatz so sehr, dass ich lange staunend davor stand. Mutter und den drei Geschwistern erging es ähnlich. Das fiel einer Frau auf, die vermutlich eine Hildesheimerin war. Sie

sprach uns an und bemerkte voller Stolz: „Das ist das Knochenhaueramtshaus, das schönste Fachwerkhaus weit und breit. Es war das Gildehaus der Fleischer.“ Neben der schönen Fassade bewunderte ich die Konstruktion des Hauses, das oben breiter war als unten.

Das „Taxi“, das uns vom Bahnhof abholte, war ein Pferdewagen von der Calenberger Mühle. Als Sitzgelegenheit diente unser spärliches Hab und Gut. Als das „Hüüüh“ des Kutschers ertönte, erinnerte ich mich an meine letzte Fahrt mit Pferden im vergangenen Jahr. Es war eine herrschaftliche Kutschfahrt mit meinem stolzen Opa. Zwei Trakehner zogen uns auf sandigem Weg durch die reizvolle masurische Umgebung des Dorfes, und jetzt fuhren wir auf holprigen Wegen im armseligen, hilfsbedürftigen Zustand durch eine ganz andere Landschaft. Dennoch wollte ich keine negativen Gefühle aufkommen lassen und schaute optimistisch in die Zukunft. Wir waren am Ende unserer Flucht, die wir unbeschadet überstanden hatten. Der Kutscher, Herr Rathmann, erzählte uns unterwegs, dass er den landwirtschaftlichen Bereich des Mühlenbetriebs verwaltete.

Nach den Erlebnissen auf der Flucht und besonders der schlaflosen Nacht im Luftschutzbunker war ich überrascht, wie die Landarbeiter auf den Äckern neben der Straße unberührt vom Krieg ihr Tagwerk verrichteten. Wenige Kilometer entfernt waren die Städter dem Bombenhagel ausgesetzt, die Bauern anscheinend ungestört ihre Felder bestellten. Obwohl ich mich als Flüchtlingsjunge vom Schicksal benachteiligt fühlte, ermutigten mich diese Beobachtungen, von neuen Entdeckungen und Abenteuern zu träumen. Als wir am 15. März 1945 die eiserne Brücke über die Leine passierten und auf dem Gelände der Calenberger Mühle

eintrafen, war die Flucht zu Ende.

Endlich kamen wir in eine kleine, heile Welt, scheinbar weit weg vom Kriegsgeschehen. Strahlender Sonnenschein, die laue Frühlingsluft, sprießende Knospen und singende Vögel entfachten unbeschreibliche Glücksgefühle und verstärkten meine positive Erwartungshaltung. Kein Gedanke daran, dass wir uns noch mitten im Krieg befanden und die sich nähernde Westfront überstehen mussten, trübte in diesen Momenten die wunderbare Stimmung in mir.

Das „Taxi“, das uns vom Bahnhof abholte, war ein Pferdewagen von der Calenberger Mühle. Als Sitzgelegenheit diente unser spärliches Hab und Gut. Als das „Hüüüh“ des Kutschers ertönte, erinnerte ich mich an meine letzte Fahrt mit Pferden im vergangenen Jahr. Es war eine herrschaftliche Kutschfahrt mit meinem stolzen Opa. Zwei Trakehner zogen uns auf sandigem Weg durch die reizvolle masurische Umgebung des Dorfes, und jetzt fuhren wir auf holprigen Wegen im armseligen, hilfsbedürftigen Zustand durch eine ganz andere Landschaft. Dennoch wollte ich keine negativen Gefühle aufkommen lassen und schaute optimistisch in die Zukunft. Wir waren am Ende unserer Flucht, die wir unbeschadet überstanden hatten. Der Kutscher, Herr Rathmann, erzählte uns unterwegs, dass er den landwirtschaftlichen Bereich des Mühlenbetriebs verwaltete.

Nach den Erlebnissen auf der Flucht und besonders der schlaflosen Nacht im Luftschutzbunker war ich überrascht, wie die Landarbeiter auf den Äckern neben der Straße unberührt vom Krieg ihr Tagwerk verrichteten. Wenige Kilometer entfernt waren die Städter dem Bombenhagel ausgesetzt, während die Bauern anscheinend ungestört ihre Felder bestellten. Obwohl ich mich als

Flüchtlingsjunge vom Schicksal benachteiligt fühlte, ermutigten mich diese Beobachtungen, von neuen Entdeckungen und Abenteuern zu träumen.

Als wir am 15. März 1945 die eiserne Brücke über die Leine passierten und auf dem Gelände der Calenberger Mühle eintrafen, war die Flucht zu Ende. Endlich kamen wir in eine kleine, heile Welt, scheinbar weit weg vom Kriegsgeschehen. Strahlender Sonnenschein, die laue Frühlingsluft, sprießende Knospen und singende Vögel entfachten unbeschreibliche Glücksgefühle und verstärkten meine positive Erwartungshaltung. Kein Gedanke daran, dass wir uns noch mitten im Krieg befanden und die sich nähernde Westfront überstehen mussten, trübte in diesen Momenten die wunderbare Stimmung in mir.

Als das „*Brrr*“ des Kutschers ertönte und das Gefährt anhielt, hatten wir unser Ziel erreicht. Mit neugierigen Blicken musterten wir unseren neuen Lebensraum. Das imposante, mehrstöckige Gebäude der Mühle beeindruckte mich am stärksten. Die wenigen Wohnhäuser und Nebengebäude vermitteln eine dörfliche Atmosphäre. Der Anblick des herrschaftlichen Hauses des Mühlenbesitzers dämpfte ein wenig meine Freude nach den überstandenen Strapazen. Offensichtlich wohnten dort wohlhabende Menschen, die anscheinend von Krieg und Not bisher verschont geblieben waren. Bei diesem Gedanken wurde mir unsere Armut und Hilfsbedürftigkeit voll bewusst. Daraus erwuchs aber auch die Hoffnung, dass diese Unternehmerfamilie aufgrund ihrer Möglichkeiten uns helfen würde. Sie hatte ja bereits unseren Verwandten, der Familie Heckmann, bei der Evakuierung aus Aachen geholfen. Zögerlich kletterten wir vom Wagen. Niemand ließ sich sehen, um uns zu empfangen. Einen Augenblick kamen

wir uns etwas verloren vor. Doch es dauerte nicht lange, da wurde die Haustür von innen geöffnet. Eine Frau mit zwei kleinen Mädchen näherte sich uns. Die Begrüßung war freundlich, aber reserviert. Niemand von uns rechnete mit einem herzlichen Willkommensgruß. Aber nun wussten wir, dass man uns erwartete. Sie stellte sich als Tochter des Mühlenbesitzes, Hans Bremer, mit dem Namen von Adriani vor. Ihr Blick fiel zunächst auf meine beiden Schwestern, die etwa im gleichen Alter wie ihre Töchter waren. Die vier Mädchen nannten ihre Vornamen. So wurden die ersten Kontakte zwischen Gudrun, Ingeborg, Jutta und Margot geknüpft. Dann musterten sie sich gegenseitig wortlos. Nach kurzer Vorstellung von unserer Mutter, Oskar und mir widmete Frau von Adriani sich zunächst nur den Mädchen. Offenbar stand eine Frisur im Mittelpunkt des Interesses, was bei Frauen und Mädchen nicht ungewöhnlich ist. Die Haartracht der jüngeren Tochter von Frau von Adriani erregte die Aufmerksamkeit meiner beiden Schwestern. Die Kleine hatte keine kunstvolle Hahnenkamm-Frisur wie meine Schwestern. Eine Frisur konnte man das nicht nennen, total zerzaust, auf der einen Seite kurz und abstehend, auf der anderen Seite lang und nicht beschnitten. In Masuren nannten wir es Zoderkopp. Frau von Adriani bemerkte schmunzelnd: „Margot will unbedingt ein Junge sein und Helmut heißen. Deshalb schnappte sie sich ohne mein Wissen eine Schere und stutzte ihre Haare.“ So lockerte sie in der angespannten Atmosphäre unsere Stimmung auf und verbreitete ein wenig Heiterkeit. Die wollte sich bei Ingeborg nicht so recht einstellen. Mit gesenktem Kopf und traurigem Blick musterte sie die Adrianis. Später verriet sie mir, dass sie sich schämte. Im Vergleich mit den beiden schick angezogenen Kindern fand sie ihre Bekleidung schäbig.

Der Kutscher hatte inzwischen das Gepäck abgeladen und war davongefahren. Frau von Adriani teilte uns mit, dass wir in der oberen Etage des Herrenhauses ein großes Zimmer bewohnen würden. Vom Garten aus durch den Hintereingang schleppten wir in ihrer Begleitung das Gepäck über die Treppe nach oben. Wir sollten auch zukünftig nur diesen Eingang benutzen. Mir war das sehr recht, weil ich durch den sog. Dienstboteneingang das Haus viel unauffälliger betreten bzw. verlassen konnte.

Das einfach möblierte Zimmer bot einen Wohn- und Schlafbereich mit drei Betten. Wir waren es inzwischen gewohnt, dass sowohl wir zwei Brüder als auch unsere beiden Schwestern jeweils gemeinsam in einem Bett schlafen mussten. Auf dieser Etage wohnten noch andere Personen. Wir erfuhren, dass unsere Küche noch von einem älteren, ausgebombten Ehepaar aus Hannover genutzt wurde. In anderen Räumen hatte Herr Bremer noch Verwandte untergebracht. Für alle Etagen-Bewohner gab es nur einen Waschraum mit Toilette, aber ohne Bade- und Duschgelegenheit. Ab sofort durften wir den Duschraum der Betriebsangehörigen benutzen. Ich hatte den Eindruck, dass Herr Bremer bis an die Grenze seiner Möglichkeiten mehreren Menschen Unterschlupf bot, um sie vor Hunger und Bomben zu bewahren. Unsere Verwandten aus Aachen, die zur Calenberger Mühle evakuiert waren und denen wir unsere dortige Bleibe verdankten, wohnten dort nicht mehr. Sie waren bereits vor unserer Ankunft in ihre Heimatstadt zurückgekehrt. Bombenangriffe brauchten sie nicht mehr zu befürchten, weil Aachen inzwischen von den Alliierten erobert war.

Nachdem wir unsere Sachen ausgepackt und uns gewaschen hatten, knurrten unsere leeren Mägen. Da wir nichts zu essen hatten, war unsere Mutter zunächst ratlos, wie sie unser quälendes Hun-

gergefühl stillen konnte. Betteln wollte sie nicht, auf gar keinen Fall, aber um etwas Brot bei der Haushälterin in der Küche nachfragen. Doch bevor sie nach unten ging, erschien Frau von Adriani und lud uns zu einer Mahlzeit in ihrer Küche ein. Der Eintopf der Haushälterin Sophie schmeckte hervorragend. Erstmals lernte ich einen Eintopf kennen, in dem der Löffel stehen konnte. Diese Art der Zubereitung traf ich später im Raum Hannover häufiger an. Im Vergleich dazu war der masurische Eintopf meist suppiger, aber gewiss keine Plörre .

Anschließend durften wir noch im herrschaftlichen Wohnzimmer Platz nehmen. Herr Bremer hatte mit Mutter noch etwas zu besprechen. Der ältere, freundlich lächelnde Herr, Chef des Mühlenbetriebes, erkundigte sich nach unseren Namen und unserem Befinden. Seine respekt einflößende, aber keineswegs strenge, sondern liebevolle Art des Umgangs beeindruckte und beruhigte uns. Wir Kinder versanken müde in den bequemen Polstersesseln. Von seinem Gespräch mit unserer Mutter bekamen wir nichts mit, da wir alle vier bald schliefen. Nach der Unterredung hatte Mutter Mühe, uns nach oben zu verfrachten. Im schlaftrunkenen Zustand war beim Anblick der Betten nur noch eine Handlung möglich: ,raus aus den Klamotten, ,rein in das Schlafzeug. Der Schlaf in den Federbetten war nach der schrecklichen Bombennacht im Bunker dringend erforderlich und wohltuend.

Erste Kontakte und Eindrücke auf der Mühleninsel

Auf der Etage, wo wir wohnten, herrschte reges Leben. Bei gemeinsamer Küchennutzung ließ sich nicht vermeiden, dass unsere Mutter und Frau Stromberg, die evakuierte Hannoveranerin, sich gegenseitig in die Töpfe guckten. Die Mahlzeiten wurden im Wohnzimmer eingenommen und dort direkt aus den dampfenden

Töpfen verteilt. Wir Kinder hielten uns in der Küche nur wenig auf. Da die beiden Frauen oft gemeinsam am Herd standen, lernten sie sich bald näher kennen. Manchmal erzählte Mutter etwas über ihre Mitköchin. Sie benötigte z. B. regelmäßig Bohnenkaffee, um ihren niedrigen Blutdruck auf Trapp zu bringen. Für die schwer zu beschaffende Koffeindroge tauschte sie sogar wertvollen Schmuck ein. Amüsant fanden wir Kinder die Beobachtung unserer Mutter, dass die vollschlanke, hannoversche Dame die Speisen häufig nicht löffelweise, sondern in deutlich größeren Portionen im Teller abschmeckte. Bei Tisch teilte sie dann die noch vorhandene Nahrung ehrlich mit ihrem auffallend dünnen Mann. Es mag in der heutigen Zeit seltsam anmuten, aber das Essen reichte oft nicht aus, um die ganze Familie satt zu machen. Dann erhielten alle möglichst gleiche Portionen.

Die anderen Bewohner auf der Etage waren Verwandte der Familie Bremer. Es gab gute Gründe, warum sie zeitweilig enge Wohnverhältnisse akzeptierten. Sie wurden aus Städten evakuiert, die von Bombenangriffen bedroht waren, und erfuhren hier eine bessere Versorgung mit Nahrungsmitteln, die im normalen Einkauf mit Lebensmittelkarten stark rationiert waren. Es war definitiv zu wenig, um satt zu werden. Der Mühlenbetrieb mit zusätzlicher Landwirtschaft und Gärtnerei wurde so geführt, dass die Besitzerfamilie und zahlreiche Verwandte gut versorgt waren. Fleisch, Brot, Obst und Gemüse wurden im Überfluss produziert. Unser Zimmernachbar, Herr Stromberg aus Hannover, lief mir im Flur bereits an den ersten Tagen mehrmals über den Weg. Ganz spontan bat er mich in sein Zimmer mit den Worten: „Ich möchte dir mal etwas zeigen.“ Beim Betreten des Raumes nahm offenbar die Ausstattung meinen Blick etwas länger gefangen, denn bevor ich Platz nahm, teilte er

mir mit: „Das sind unsere eigenen Möbel aus Hannover.“ Als ich inmitten der eleganten Möbel in einem bequemen Sessel saß, genoss ich den lange entbehrten Wohnkomfort. Sofort wurde mir im Vergleich drastisch vor Augen geführt, wie bescheiden wir hausten. Der alte Herr öffnete die Glastür eines Bücherschranks und ergriff behutsam zwei Alben. Mein erster Gedanke war: „Wahrscheinlich will er mir Fotos aus seiner Heimatstadt Hannover zeigen.“ Als er das Album öffnete, erblickte ich erstaunt viele kleine, bunte, gezähnte Bildchen. Es waren Briefmarken, auf denen mir bisher nur die Abbildung eines Hitlerkopfes bekannt war. Beim Blättern der Seiten konnte ich mich nicht sattsehen an der Vielfalt der Motive, die mich faszinierten und zum Sammeln anregten. Als Herr Stromberg mit Begeisterung die Schätze beschrieb, ihren Wert hervorhob und seine Sammeltätigkeit erläuterte, erfuhr ich zum ersten Mal, dass man Briefmarken sammeln kann. Großzügig schenkte er mir ein kleines Album mit Marken aus dem Dritten Reich. Er konnte nicht ahnen, welche Freude er einem Jungen machte, der außer dem Notwendigsten zum Leben nichts besaß. Es war der Einstieg in ein Hobby, das ich viele Jahre lang pflegte.

An den ersten Tagen im Umfeld der Mühle hielt ich mich bevorzugt draußen auf. An einen längeren Aufenthalt mit meinen drei lebhaften Geschwistern in einem Raum ohne Rückzugsbereich konnte ich mich nur schwer gewöhnen. Frühlingshaftes Wetter und Entdeckerlust waren ein unwiderstehlicher Antrieb, die Mühleninsel zu erkunden. Der Inselcharakter ergab sich daraus, dass ein Wasserarm von der Leine abzweigte und bei der Leinebrücke wieder in den Fluss mündete. An diesem Nebenarm der Leine stand die Mühle. Es war also eine Wassermühle. Ich wollte Näheres erfahren und ging zum

Gewässer hinter dem Mühlengebäude. Zu meiner Überraschung saß auf einer Bank am Ufer ein Angler. Angler sollte man nicht stören. Aber meine Neugier war so groß, dass ich mich behutsam dem Mann näherte. Die Hemmung ihn anzusprechen wich völlig, als ich in ihm den Kutscher erkannte, der uns von Hildesheim abgeholt hatte. Es war Herr Rathmann. Er bat mich, nicht laut zu sprechen. Ich wusste nicht, dass Fische so gut hören können.

Es kam zu einem Gespräch in leisen Tönen. „Hast du schon mal geangelt?“, wollte er wissen. „Oh ja, an den masurischen Seen“, konnte ich stolz verkünden.

„Der Mühlenkolk hier ist fischreich, besonders an meiner privaten Angelstelle, wo ich die Fische anfüttere. Am liebsten fange ich Hechte.“

Während er das aussprach, tauchte an der Wasseroberfläche die Flosse eines großen Fisches auf, die das Wasser durcheinanderwirbelte.

„Das ist ein Hecht, der auf der Jagd nach kleinen Fischen mit seiner kräftigen Schwanzflosse rudert“, bemerkte er beiläufig.

Dieses Ereignis, das mich in freudige Erregung versetzte, schien ihn völlig kalt zu lassen. Wahrscheinlich waren das alltägliche Beobachtungen während seiner Angelei.

„Im Mühlenbereich darfst auch du angeln, falls du willst, allerdings nicht hier an meiner Futterstelle.“

„Das würde mir großen Spaß machen, aber leider habe ich keine Angel“, musste ich traurig bekennen.

Plötzlich war unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Wasseroberfläche gerichtet, denn der Schwimmer tanzte. Ein Fisch hatte abgebissen. Mit Hilfe der Rolle an der Rute zog er den Fisch zum Ufer hin und beförderte ihn mit dem Kescher an Land. Der zappelnde

Flussbewohner war eine Rotfeder mittlerer Größe.

Während er der Beute den Garaus machte, äußerte er sich zu den Ködern: „Rotfedern fange ich mit Teigbällchen oder gekochten Kartoffelstückchen, Flussbarsche und andere Raubfische mit Regenwürmern.“

Anschließend kramte er in seiner Utensilien-Tasche und förderte eine auf Pappe gewickelte Schnur und zwei Angelhaken zutage.

Freundlich lächelnd schenkte er sie mir mit den Worten: „Rute und Schwimmer musst du dir schon selbst basteln.“ Das war die Grundausrüstung für mein zweites Hobby.

Von Herrn Rathmann erfuhr ich auch etwas über den Betrieb der Mühle. Als Wassermühle wurde sie von zwei Turbinen angetrieben, die in einem Turbinenhaus installiert waren. Sie lieferten die Energie für das Mahlen von Roggen, Weizen und Schrot. Das Turbinenhaus hätte ich gern besichtigt, weil die Treibriemen aus dem Betrieb meines Onkels aus Aachen stammten. Herr Rathmann verriet mir, dass in dieses Kraftwerk nur der Chef und der zuständige Facharbeiter Zutritt hatten.

Auf der Mühleninsel lernte ich eine abwechslungsreiche Kulturlandschaft kennen. Hinter dem Mühlenkomplex wuchsen zahlreiche Obstbäume. Es gab Streuobstwiesen und Baumbestände am Leineufer, wo ich zahlreiche Vogelarten beobachten konnte. Ich wurde zum Vogelfreund und wähnte mich trotz der armseligen wirtschaftlichen Verhältnisse in einem kleinen Naturparadies.

Aus: „Im Westen war die Sonnenseite“

Flucht zwischen zwei Fronten

Du alleine
Du alleine
Weißt was ich meine
Du bist meine Rettungsleine
Deine Worte sammle ich wie Edelsteine

Die obige Zeile
Wie lange ich an ihr feile
Ein anderer Reim hätte auch Sinn
Schließlich nur ein schwacher Mann ich bin

Du wirst lachen
Du kennst die Ursachen
Bekannt sind dir die Hintergründe
Mit diesem Reim beginge ich keine Sünde

Ein nächster Tag ist gelaufen
Ein nächster Tag ist gelaufen
An Ereignissen gab es keinen Haufen
Auch in den vergangenen Tagen und Wochen
Die Einsamkeit hat mir nicht zu wenig versprochen

Sie steht zu ihrem Wort
Als treue Begleiterin ist sie vor Ort
Ich kann mit ihr immer länger schweigen
Sie will sich mir dafür unausgesprochen dankbar zeigen

Sie sagt schreibe über mich
Schreibe ich mache glücklich dich
Du musst mit der Welt keine Gespräche führen
Noch etwas Geduld und du wirst mich gar nicht spüren

Stefan Pioskowik April 2024

Mein Treffen mit einem Igel

von Grzegorz Supady

Während meiner Schulausbildung wurde ich von Slogans begleitet, die in sorgfältiger Schrift an die Wände der sogenannten „Classroom-Studios“ geschrieben und für einzelne Fächer bestimmt wurden. Der Raum zum Erlernen der polnischen Sprache war beispielsweise mit einem Zitat von Cyprian Kamil Norwid geschmückt: „Kein Schwert, kein Schild verteidigen die Sprache, sondern Meisterwerke“. Das zum Deutschlernen gedachte Klassenzimmer war mit einem schönen Spruch von Johann Wolfgang von Goethe geschmückt: „Wie viele Sprachen du sprichst, sooft bist du Mensch“.

Im Biologielabor hing dagegen ein Transparent mit folgender Anweisung: „Wer für das Elend der Tiere nicht empfänglich ist, wird vom Elend des Menschen nicht bewegt werden“. Im Biologieunterricht gab es mir immer viel zu denken und machte mich sogar ein bisschen ängstlich. Im Prinzip stimmte ich seiner Botschaft voll und ganz zu, aber ich wusste nicht, wo die Grenze des Mitgefühls für unsere jüngeren Brüder lag. Sollten wir etwa sensibel für das Elend von z. B. geschlachteten Tieren sein und möglichst schnell aufhören, von ihnen gewonnenes Fleisch zu essen? Oder ging es nur darum, einen herumschlendernden Kötter zu verteidigen, wenn dieser von aggressiven Angreifern gnadenlos mit dem Stock geschlagen würde? Oder sollte man vielleicht lernen, Menschen mehr zu lieben, indem man dieses oder jenes haarige oder geflügelte Haustier züchten würde? Ich hatte ein we-

nig Reue darüber, denn ich hatte mir nie gewünscht, ein Haustier zu haben, nur um es zu versorgen, sich um es zu kümmern usw. Daher kamen in meinem Fall keine Katzen, Hunde, Hamster, Fische, Kanarienvögel oder Tauben in Frage.

Dessen ungeachtet mochte ich die Tiere an sich sehr, was mindestens zum Teil an meinen Kinderlektüren lag, wie zum Beispiel „Wakacje w zoo“ (Sommerferien im Zoo) von Roman Pisarski oder den äußerst populären Gedichten von Julian Tuwim und Jan Brzechwa. Unter den Vertretern der Fauna beeindruckten mich vor allem Papageien – schon wegen ihres eigenständigen Charakters und ihres ungewöhnlich farbenfrohen Gefieders. Stets war ich also sehr beeindruckt von ihrer Intelligenz und ihrer Fähigkeit, die menschliche Sprache nachzuahmen. Auch die Langlebigkeit dieser Vögel war nicht ohne Bedeutung für meine Vorliebe für diese Tierart. Alexander von Humboldt begleitete so ein geflügeltes Geschöpf fast sein ganzes Leben lang. Dank seiner physiologischen Eigenschaften sowie seines konfliktfreien Zusammenlebens mit dem großen Wissenschaftler konnte es das Alter des wahren Methusalem erreichen: der Papagei wurde fast hundert Jahre alt.

Schon der Anblick von verschiedenen Tieren faszinierte mich, nicht unbedingt nur von den exotischen. In den frühen 2000er Jahren, als ich an einem Herbstabend unterwegs nach Hause war, bemerkte ich am karminroten Horizont einen Schwarm Vögel(wahrscheinlich waren es Gänse), die gerade in warme Länder flogen. Denn entgegen dem Inhalt eines in den 1960er Jahren beliebten Schlagers kann es sich sicherlich nicht um masurische Kormorane gehandelt haben, die sich über den Winter im Land

aufhielten. Das enthüllte unter anderem der bekannte Musikjournalist Wojciech Mann erst verspätet, nachdem er zuvor sogar einschlägige Informationen bei Ornithologen eingeholt hatte. Jener unvergessliche Anblick fesselte mich also durch seine außergewöhnliche Schönheit, und seine Ungewöhnlichkeit ähnelte mehr oder weniger gleichzeitig dem Flug des Kometen Hale-Bopp über polnischem Territorium. Ich bin immer der Magie solcher geflügelten Tiere wie der herkömmlichen Elster erlegen, die oft stolz auf den Zäunen der umliegenden Gärten spazieren. Gleichzeitig käme ich nicht auf die Idee, mein Wissen auf diesem Gebiet so zu vertiefen, wie es einst der polnische Autor Jerzy Andrzejewski getan hat. Dieser Schriftsteller las regelmäßig die polnische Ausgabe des berühmten Werkes „Tierlebendes“ deutschen Zoologen Alfred Brehm und zitierte daher oft ausführliche Beschreibungen des Verhaltens manch einer Tierart, wie zum Beispiel des Stinktiers.

Nach dieser etwas ausführlichen Einleitung ist es angebracht, zur Sache zu kommen, auch wenn es nicht ganz sicher ist, ob man ein Tier überhaupt eine Sache nennen darf. Nach einer Periode von vielen verregneten Tagen machte ich mich eines Jahres daran heran, die bereits leicht üppig herangewachsenen Rasenflächen zu mähen. Als ich das Garagentor öffnete, lag ich fast Kopf an Kopf mit ihm, einem riesigen Igel, der sich vor Angst zusammenkauerte. Nur, was kann man aber mit so einem stacheligen und sehr ängstlichen Geschöpf anfangen? Es eignete sich kaum zum Streicheln oder zum Befolgen von Befehlen wie: „Hin!“, „Leg dich hin!“, „Hol!“ oder gar „Marienkäfer, flieg in den Himmel, bring mir ein Stück Brot!“ So schauten wir uns neugierig an, denn ich

wollte nicht, dass sich der Igel, der aussieht wie ein Exemplar von einem Bild in einem Kleinkinderbuch, schnell zusammenrollt und mich so daran hindert, sein überaus schönes Gesicht zu betrachten. Ich fragte mich, wie ich diesem freundlichen Tierlein, das jetzt wie eine Espe zitterte, helfen könnte, sich aus dieser zweifellos peinlichen Situation zu befreien. Ohne groß nachzudenken, schnappte ich mir eine Schaufel, die ich mir in einem schneereichen Winter angeschafft hatte, und setzte den unerwarteten Besucher vorsichtig darauf. Dann zuckte der Igel noch mehr zusammen und erwartete wahrscheinlich das Schlimmste von mir. Es ist jedoch schwierig für mich herauszufinden, was seine wirkliche Meinung über meine menschlichen Absichten war. Vielleicht hoffte der unerwartete Besucher, dass ich mich an den alten Imperativ von meiner Schulzeit erinnern würde, dass man zuerst den Tieren Barmherzigkeit erweisen müsse. Wie auch immer, nach nur wenigen Sekunden stieg der Igel vom ungewöhnlichen Transportmittel, einer blauen Schneeschaufel, ab und bewegte sich mit seinen kurzen, aber äußerst effizienten Pfoten, wie ein Kinderspielzeug mit Federaufwicklung, in die nahegelegenen Büsche.

„Reinhard Donder und seine Serie: „Künstler aus Lyck/ Elk“.

Diesmal wird der Held dieser Kolumne der Reinhard Donder sein, den wir nicht kennen.

In den Artikel „Schnelle Fahrt bei starken Windböen“ stellte uns Heinrich Hildebrand Reinhard Donder als Sportler vor.

Schnelle Fahrt bei starken Windböen

Lütjensee - Eine beliebte Sportart während der langanhaltenden starken Fröste in Ostpreußen war das Eissegeln. Dort wurde laut Statistik im 18. Jahrhundert mit diesem Wintersport begonnen. Nach dem im Ersten Weltkrieg wurde das Eissegeln jedoch erst populär. Die bevorzugten Reviere waren die Masurischen Seen und das Kurische Haff. Vereine wurden gegründet und Meisterschaften auf dem Schwenzait-See ausgetragen. Für die Bevölkerung, besonders die

Angerbürger, waren es Volksfeste. Sie hatte mit Georg Tepper, Ogon - ken, der mehrfache Europameister war und Akzente für den Eissegelsport setzte, einen Helden . Zu den Männern, die sich heute für diesen traditionsreichen Eissport begeistern, gehört Reinhard Donder aus Lütjensee. Er wurde am 25. Mär z 1941 in Kalkofen , Kreis Lyck, geboren. Zum Eissport kam Reinhard Donder über den 1855 in Königsberg gegründeten Segelclub RHE , der nach dem Krieg in Hamburg ansässig wurde. Der passionierte Eissegler und frühere Kapitän ist Mitglied in diesem Club und arbeitete u . a. zwölf Jahre in dessen Vorstand mit. Nach langer Zeit holte Reinhard Donder in diesem Jahr seinen Eisflitzer aus der Garage und ging auf dem Schweriner See an den Start. Auf diesen Tag hatte der 54jährige, gut durchtrainierte Sportsmann lange gewartet. Kaum war der Eissegler für den Start gegen den

Wind gebracht, erfolgte auch schon ein kurzer Anschub und der Sprung in den Schlitten. Es war ein traumhaftes Gefühl für den Sportler, auf der spiegelglatten, mehrere Quadratkilometer großen Eisfläche des Schweriner Sees Fahrt aufzunehmen . Wenn der Wind gut bläst, erreichen die schnellen Eisseglern über 100 Stundenkilometer. Eisseglern ist Amateursport und gilt als exklusiv .

Die Männer in den

Schlitten sind meist Tüftler und Bastler, also Individualisten. Wettkämpfe, ob auf nationaler oder internationaler Ebene, werden im kleinsten Schlitten, der DN-Yacht ausgetragen. Dazu gesellen sich Eisyachten der 8-, 12- und 16-Quadratmeter-Klasse, die mit einem Steuer und einem Schotmann gesegelt werden. Sportlichen Ehrgeiz entwickelt Reinhard Donder aber nicht nur beim Eisseglern. Er ist Leichtathlet und Mitglied im TS V Trittau. Seine Leistungen auf den langen Strecken sind beachtenswert: Für das Goldene Triathlon abzeichnen mußte er in einer Saison zehn Kilometer schwimmen, 400 Kilometer Radfahren und 100 Kilometer laufen. Der kernige Ostpreuße wird auch für den bevorstehenden Hanse - Marathon nicht untrainiert an den Start gehen. Von seiner Ehefrau Inger und den beiden Töchtern Karina und Dania, die für seine Hobbys Verständnis haben, wird er oft begleitet. Neben seiner verantwortungsvollen Tätigkeit als Leiter der Versicherungsabteilung einer Hamburger Reederei engagiert sich Reinhard Donder auch für die Landsleute aus seinem Heimatdorf. Er ist Ortsvertreter von Kalkofen und organisiert zahlreiche Treffen, um den Zusammenhalt der früheren Bewohner zu stärken.

Heinrich Hildebrand

https://archiv.preussische-allgemeine.de/1996/1996_03_16

Eine Übersetzung von Karolina Kuszyks Buch „Poniemieckie“ wurde veröffentlicht. Der Autor der Übersetzung ist Bernard Hartmann. Titel auf Deutsch: „In den Häusern der Anderen“.

„Poniemieckie“ heißt in Polen das ehemals Deutsche: Orte, Gebäude, Gegenstände, die von Millionen Deutschen zurückgelassen wurden, als sie am Ende des Zweiten Weltkriegs gen Westen flüchteten. Die neuen Besitzer waren Polen, oft selbst Vertriebene oder Umgesiedelte. Was den einen Verlust der Heimat, war den anderen Neubeginn im Fremden.

Karolina Kuszyk, Nachgeborene von polnischen Umsiedler in Liegnitz/Legnica. Gestützt auf Archivfund, Forschungsarbeiten und persönlicher Begegnungen erzählt sie von den deutschen Hinterlassenschaften.

Der folgende Text ist ein Kapitel aus dem Buch von Karolina Kuszyk.

Werwolf in Kompott

Am Ende des Kriegs vergruben viele flüchtende und ausgesiedelte Deutsche ihre Erzeugnisse in den Gärten — in der Hoffnung, sie nach der Rückkehr wieder ausgraben zu können. Manchmal versteckten sie Schmuck in den eingekochten Lebensmitteln. Oder packten in Zeitung gewickelte Familienandenken hinein. Manche Gläser mit

Wertgegenständen wurden auch in Plumpsklos geworfen, denn wer würde dort schon suchen wollen?

In den Kellern und Vorratskammern der verlassenen Häuser fanden Zwangsumgesiedelte und Siedler später ordentlich aufgereichte Einmachgläser mit Nahrungsmitteln — Gemüse, Marmeladen, Kompotte, Pilze, Fleisch und Schmalz —, die vorsorgliche

deutsche Hausfrauen im Einklang mit dem von der Firma Weck propagierten Slogan »Koche auf Vorrat« beizeiten eingekocht hatten. In der Pionierphase der Ansiedlung, als es weder Geld noch Geschäfte gab, waren die deutschen Weckgläser eine willkommene Ergänzung des Verpflegungsangebots: »In Sachen Lebensmittel behelf man sich auf unterschiedliche Weise. Meist suchte man nach versteckten Vorräten der Deutschen. Lebensmittelgeschäfte gab es keine«, erinnert sich der Siedler Mieczyslaw Kaczmarek aus Barlinek (Barlinchen).

Jan Kurdwanowski ergänzt mit deutschen Vorräten die karge Kantinenkost in Legnica: »Wir verbrachten jeden Tag viel Zeit damit, die Keller nach Essbarem zu durchsuchen.« In der Anfangsphase der Besiedlung war das Fehlen von Läden die Regel, zumal auf dem Land, wo man sich mit Tauschhandel behelf, doch es gab auch Ausnahmen. So erinnert sich Franciszek Kluska aus Osiedle Poznańskie, dass schon Anfang Juli 1945 ein geschäftstüchtiger Siedler im Dorf einen Laden mit den grundlegendsten Artikeln des täglichen Bedarfs eröffnete.

Manche Zwangsumgesiedelten aus den Dörfern des Ostens und Siedler aus armen Regionen Zentralpolens kamen im Westen zum ersten Mal mit Weckgläsern in Berührung. Sie schämten sich für ihre Unwissenheit. In ihren Erzählungen erscheinen vor allem die russischen Soldaten in der Rolle der zivilisatorisch rückständigen Barbaren, die nicht einmal wussten, was Einmachgläser sind. So ein Rotarmist nahm ein Glas Gurken, hielt es gegen das Licht, sagte mit verwunderter Miene »A kak ty tam wlaż, wie bist denn du da reingekommen?« und zerschlug anschließend das Glas auf dem Fußboden, um an den Inhalt zu gelangen.

Es ging auch das Gerücht, die rachsüchtigen Deutschen hätten die

Lebensmittel vergiftet, um zum Abschied noch eine größtmögliche Zahl von Polen ins Verderben zu stürzen. In den zurückgelassenen Säften, Marmeladen und Konfitüren, die so appetitanregend in allen Rottönen schillerten, lauerten angeblich vom Werwolf präparierte tödliche Erreger. Als in Zlotowo ein sowjetischer Soldat bei Siedlern aus Warschau anklopfte und nach Fleisch verlangte, fielen der Frau des Hauses die im Keller gefundenen Weckgläser ein, »also gab sie ihm ein Glas, sagte aber auch, dass wir nichts davon essen, weil es vergiftet sein könnte. Der Soldat lachte nur, schlug mit dem Bajonett den Deckel ein und löffelte die Leberwurst aus. Als wir sahen, dass ihm nichts geschah, aßen auch wir am Abend den Inhalt eines Glases.« Manche hatten nach dem Verzehr dieser Konserven tatsächlich Beschwerden, die allerdings nicht durch deutsche Hinterlist verursacht wurden, sondern durch Botulinumtoxin, das sogenannte Wurstgift. Eine Wurstvergiftung beginnt mit Doppelsehen, Heiserkeit, trockenem Mund und Schilddrüsenbeschwerden. Ohne Behandlung kann sie zu Muskellähmungen und sogar – sofern der Atemapparat betroffen ist – zum Tod führen. Angesichts der dramatischen Folgen ist es wenig erstaunlich, dass manch einer die Ursache einer solchen Vergiftung in einer Verschwörung des für die Auferstehung des Dritten Reichs kämpfenden Werwolfs suchte.

Jan Laskowski, ein Vorreiter unter den Szczeciner Restaurantbesitzern, erinnert sich, dass er auf einer Erkundungstour durch die eroberte Stadt im Gebäude einer Schule auf dem Dachboden eine Wunderkammer entdeckte. Neben ausgestopften Vögeln, Tigern, Hyänen und Leoparden sowie »antiken Rüstungen« standen dort Fünzig-Liter-Gläser mit fünfbeinigen oder zweiköpfigen Kälbern und »aneinandergewachsenen Kindern« sowie Hundert-Liter-

Gläser mit »verschiedenen Tieren«. Alles in Spiritus. Lesikowski vergaß die Wunderkammer bald wieder. Er suchte sich einige deutsche Männer und Frauen als Helfer und machte sich an den Aufbau einer Kantine für fünfhundert Personen, in der er später alle zwei Tage Mittagessen ausgab. Alles Notwendige musste er sich auf eigene Faust organisieren, zudem wurde er immer wieder von Rotarmisten vertrieben, weshalb er regelmäßig gezwungen war, einen neuen Standort zu finden. Auch Alkohol musste organisiert werden, weil er nicht nur in der Küche von Nutzen war, sondern auch als die wichtigste allgemein akzeptierte Währung fungierte. Eines Tages bot ihm jemand vierzig Liter Spiritus zu niedrigem Preis an. Lesikowski kostete, befand den Spiritus für gut und kaufte gleich die ganze Charge, weil die Gelegenheit außerordentlich günstig war. Abends kamen Bekannte zur Verkostung. Einige Zeit danach war Lesikowski wieder auf dem Dachboden einer ehemaligen Schule. Dort standen große leere Gläser herum und auf dem Fußboden verstreut lagen die Körper von Kälbern und Säuglingen. Da ging ihm ein Licht auf. »Ich habe losgeheult, weil ich diesen Spiritus gekauft und selbst getrunken hatte«, lese ich in der Originalfassung der im Archiv des Westinstituts einsehbaren Erinnerungen.

In der 1963 im Band *Pamiętniki osadników Ziemi Odzyskanych* (Erinnerungen der Siedler der Wiedergewonnenen Gebiete) erschienenen Fassung ist »habe losgeheult« in »wurde krank« abgeändert worden. Man kann den Herausgeber verstehen – ein echter Siedler weint nicht.

In Sobotka, einer kleinen Stadt am Fuße der Sigia (Zobten), fand die Familie Fabian aus Start Sambor im Haus der Familie Schulz Unmengen von Marmeladen und Kompotten hinter dem Ofen.

Es gab Konfitüren, in deren zähflüssiger Masse ganze Erdbeeren schwammen, es gab säuerliches Kirschkompott, süße Himbeermarmelade und braunen Zuckerrübensirup. Die Nachbarn warnten vor dem Verzehr der von den Hitlerdeutschen vergifteten Erzeugnisse, doch die Fabians gaben nicht viel darauf. Schließlich hatten sie monatelang mit den Schulzens unter einem Dach gewohnt, bis diese sich in den Westen aufgemacht hatten. Es waren anständige Leute gewesen, denen es nicht eingefallen wäre, Polen zu vergiften.

Nur Onkel Jözek, der ältere Bruder von Oma Maria, war für einen Boykott des deutschen Eingemachten, doch er wurde überstimmt, und so wanderte der Inhalt der Weckgläser in die polnischen Mägen der Fabians und den polnisch-ukrainischen Magen meines kleinen Vaters. Passt auf, ob es beim Öffnen nicht zischt, warnten sie sich gegenseitig, denn wenn es zischte, musste man es wegwerfen, man durfte es nicht einmal an die Schweine verfüttern. Es zischte kein einziges Mal. Oma Maria stellte sich wagemutig als Vorkosterin zur Verfügung. Sie hatte keine Angst, sich zu vergiften. Sie hatte den Krieg gegen die Deutschen, den Krieg gegen die Sowjetunion, den polnisch-ukrainischen Krieg, die Deportation ihres Mannes ins Lager und die Aussiedlung überlebt, und vermutlich war im Vergleich dazu eine Vergiftung ein lächerlicher Klacks und kein Grund, sich anzustellen. Vielleicht reizte sie aber auch einfach das Risiko. Über ihre Neigung zu gastrischen Abenteuern kursierte in der Familie folgende Anekdote: Einmal begegnete Oma Maria auf dem Rückweg vom Feld einer Nachbarin mit einem Korb voll weißer, hellbraun gepunkteter Pilze mit großen Hüten.

»Trägst du Fliegenpilze in den Stall, gegen die Fliegen?«, fragte Oma. Die Nachbarin erwiderte lachend:

»Iwo, das sind doch keine Fliegenpilze, sondern Schirmlinge, die kann man essen.«

Sie gab Oma ein paar und erklärte ihr, wie man die Hüte panierte und wie man sie am besten briet – nicht zu lange und am besten in Butter. Zuhause angekommen, briet Oma einen der unbekannten Pilze streng nach Anweisung, bekreuzigte sich und flüsterte (oder dachte es nur) »Sei's drum!«. Dann aß sie mit Appetit, bekreuzigte sich noch einmal, denn doppelt genäht hält besser, wartete ein paar Stunden ab und glänzte am Abend in der Küche mit einem leckeren neuen Gericht.

Auf einem deutschen Bauernhof in Tyniec Legnicki (Groß Tinz) entdeckten Grażyna Poliwkas Mutter und Großmutter Gläser mit Rhabarberkompott. Die aus der Nähe von Krynica stammende Leinken-Familie kannte die merkwürdige Pflanze nicht. Das Aussehen des Glasinhalts schreckte die Frauen ab, weshalb sie den ganzen Fund wegwarfen. Später überzeugten sie sich von den Vorzügen des Rhabarbers und verwendeten ihn als Füllung für ihre Maultaschen.

INHALT

3. **Minderheitenrat.** Der vier autochtonen nationalen Minderheiten und Volksgruppen Deutschlands
7. **Arkadiusz Łuba**
BEEINDRUCKENDE ZEITDIAGNOSTIKERIN
Was man aus dem Werk Gabriele Tergits für heute lernen kann
12. **Grzegorz Supady**
Google, Scholochow und eine Bahnfahrt
17. **Siegfried Burghardt**
Erinnerungen. Zufluchtsort Calenberger Mühle
28. **Stefan Pioskowik**
Du alleine, Ein nächster Tag ist gelaufen
29. **Grzegorz Supady**
Mein Treffen mit einem Igel
33. **„Reinhard Donder und seine Serie: „Künstler aus Lyck/Elk“.**
35. **Karolina Kuszyk**
Werwolf in Kompott. Aus: „In den Häusern der Anderen“

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

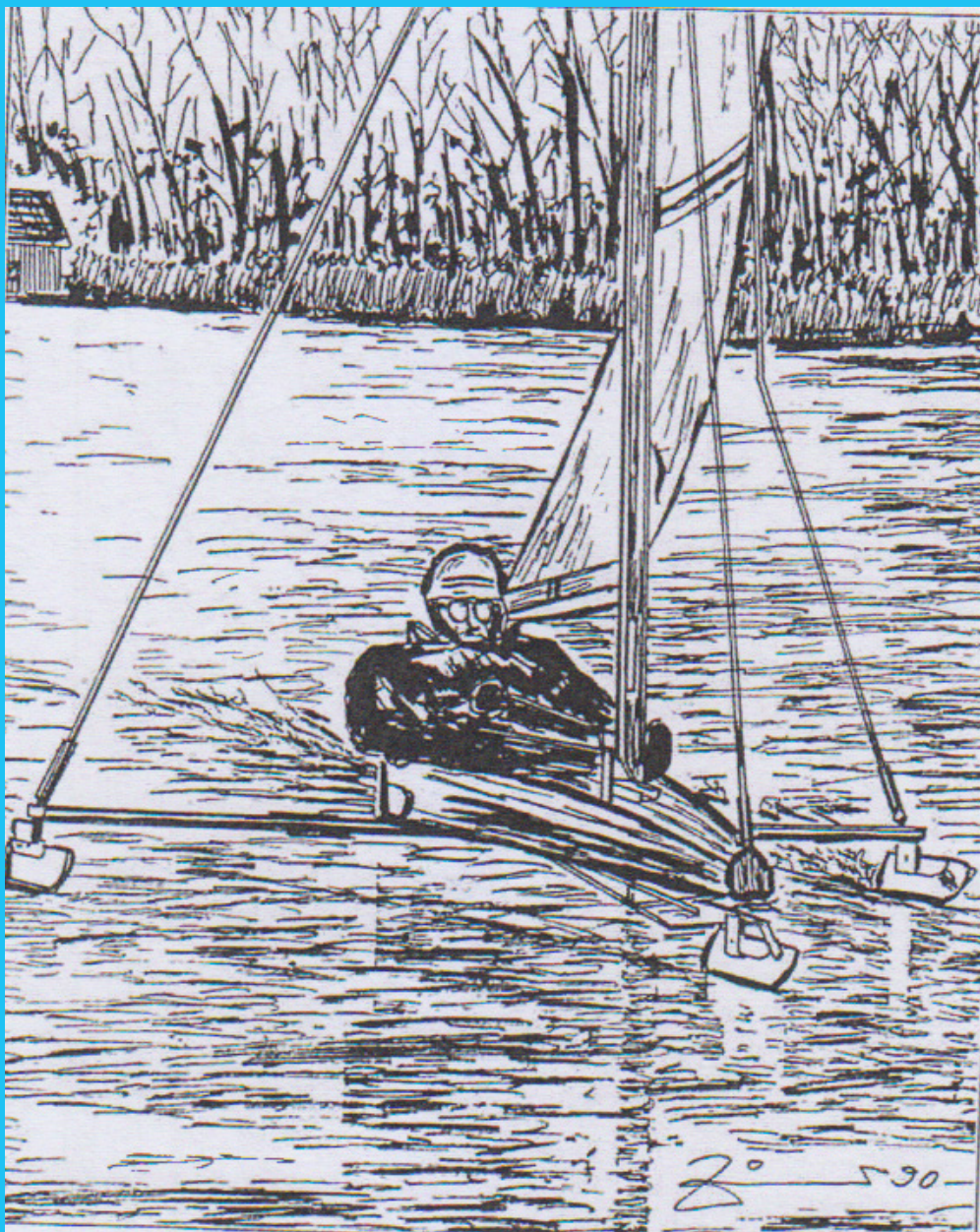
Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



REINHARD DONDER

bekannte Eissegler

Foto: privat



KAROLINA KUSZYK

..IN DEN
HÄUSERN
DER
ANDEREN

Spuren deutscher
Vergangenheit
in Westpolen